



suhrkamp

Joe R. Lansdale

**EIN FEINER
DUNKLER
RISS** Roman

East Texas, 1958. Stans Welt ist von Gewalt geprägt: Sein bester Freund wird zu Hause verprügelt, die Küchenhilfe lebt bei einem gewalttätigen Mann, und selbst Stans Vater wird handgreiflich, wenn es um die Familienehre geht. Das einzige Gegenprogramm liefern das Autokino von Stans Vater und die faszinierenden alten Geschichten um ein Spukhaus auf dem Hügel, einen kopflosen Geist am Bahndamm und zwei in ein und derselben Nacht ermordete Mädchen. Als Stan eines heißen Sommertages im Wald ein geheimnisvolles Kästchen findet, beginnt er, begleitet von seinem treuen Hund Nub und unterstützt von dem mürrischen schwarzen Filmvorführer und Ex-Polizisten Buster, Detektiv zu spielen – ohne zu ahnen, worauf er sich da eingelassen hat.

Joe R. Lansdale, 1951 in Texas geboren, gehört mit seinen Romanen und Erzählungsbänden zu den Stars der amerikanischen Krimiliteratur. Er wurde mit zahlreichen Krimipreisen ausgezeichnet. Lansdale lebt mit Frau und Kindern in Texas, wo er auch mehrere Kampfsportschulen betreibt.

Zuletzt sind im Suhrkamp Taschenbuch von ihm erschienen: *Glut-hitze* (st 4441) und *Kahlschlag* (st 4398).

Joe R. Lansdale

**EIN FEINER
DUNKLER
RISS**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Heide Franck

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel *A Fine Dark Line*
bei Mysterious Press

Die deutsche Erstausgabe erschien 2012
im Golkonda Verlag, Berlin

Umschlagfoto: plainpicture/Millennium/Joerg Buschmann

Erste Auflage 2014
suhrkamp taschenbuch 4497
© 2003 by Joe R. Lansdale
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Golkonda Verlags, Berlin
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: cornelia niere, münchen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46497-7

Im Gedenken an Cooter.
Tapferer, treuer und edelmütiger Beschützer.
Freund.
Familienhund.

Manche Filme, Musikstücke und bestimmte Ereignisse in diesem Buch gehören tatsächlich ins Jahr 1958. Einiges habe ich allerdings zeitlich so verschoben, dass es in meine Geschichte passt. Man möge mir das verzeihen. Die Stadt Dewmont und das *Dew Drop Drive-in* habe ich erfunden, und soviel ich weiß, existieren sie nicht, und wenn doch, so haben sie rein gar nichts mit meiner Geschichte zu tun. Teile dieses Romans sind außerdem inspiriert durch selbst Erlebtes, was mir jedoch nur als gedankliches Sprungbrett diente; nichts davon meint wahre Geschehnisse oder wirkliche Personen.

– J. R. L.

TEIL I

**DAS DEW DROP
DRIVE-IN, 1958**

Mit meinen dreizehn Jahren war ich der Jüngste der Mitchells und obendrein für mein Alter auch nicht gerade frühreif. Ich hatte so viel Ahnung von Gott und der Welt wie ein Schwein von Essbesteck und Tischmanieren. Für mich war Sex noch das, was zwischen Fünf und Sieben kommt.

Tragischerweise hatte ich erst vor Kurzem meinen Glauben an den Weihnachtsmann verloren und war sehr wütend darüber. Meine Kumpels an der Schule hatten mir, sechs Monate bevor wir nach Dewmont zogen, die Wahrheit gesagt, und ich hatte mir deswegen einen erbitterten Kampf mit Ricky Vanderdeer geliefert. Ich kam mit einer zerschundenen Wange und einem blauen Auge nach Hause, hinkend und alles in allem windelweich geprügelt.

Meine Mutter, die wegen der Schlägerei sauer war und einigermaßen peinlich berührt, weil ein Kind in meinem Alter immer noch an den Weihnachtsmann glaubte, setzte sich mit mir hin und hielt mir einen Vortrag darüber, dass es den Weihnachtsmann vielleicht nicht wirklich gäbe, aber dass er in den Herzen derjenigen wohnte, die an ihn glaubten. Ich war wie gelähmt. Man hätte mich mit einem nassen Hundehaar vom Stuhl fegen können. Ich wollte keinen Weihnachtsmann, der in meinem Herzen wohnte. Ich wollte einen dicken, bärtigen Mann ganz in Rot, der zu Weihnachten die Geschenke brachte und sich durch Schornsteine und Schlüssellocher quetschen konnte – denn so, hatte meine Mutter mir erklärt, kam der Weihnachtsmann in unser Haus. Kein wesenloses Nichts in meinem Herz.

Diese Erkenntnis führte mich zu der unmittelbaren Schlussfolgerung, dass es, wenn es keinen dicken, fröhlichen Elf im roten Anzug gab, der in einem magischen Schlitten fuhr, auch keinen Osterhasen gab, der mit bunten Eiern umherhoppelte. Ganz zu schweigen von der Zahnfee – eines der wenigen übernatürlichen Wesen, an denen ich ernsthaft zweifelte, nachdem ich einen Zahn, den sie für einen Vierteldollar hätte an sich nehmen sollen, unter meinem Bett gefunden hatte, wo ihn wahrscheinlich meine Mutter, die eigentliche Zahnfee, hatte fallen lassen.

Ich war aufgeklärt worden, und das gefiel mir nicht. Ich kam mir vor wie der letzte Volltrottel.

Meine Unwissenheit beschränkte sich nicht auf den Weihnachtsmann und andere Fabelwesen. In der Schule war ich auch keine große Leuchte. Obwohl ich klüger und belesener war als die meisten Kinder, war ich in Mathe so schlecht, dass man mich eigentlich hätte erschießen müssen.

Für jemanden aus No Enterprise, einer Stadt mit drei Straßen, zwei Geschäften, zwei Gässchen, einer Tankstelle, einem gemütlichen Café und einem Säufer, den wir mit Namen kannten und dem aufgrund der Hingabe, mit der er sich seiner Berufung widmete, ein gewisser Respekt entgegengebracht wurde – für jemanden aus so einem Kaff wirkte Dewmont wie eine Weltstadt.

Wenn man eine Weile dort wohnte, machte Dewmont allerdings einen eher verschlafenen Eindruck. Zumindest an der Oberfläche. Besonders während des langen heißen Sommers.

Die Turbulenzen der 1960er standen noch aus, und Dewmont hinkte sowieso allem hinterher. Die Menschen kleideten und benahmen sich, als wären noch die 30er Jahre, allerhöchstens die 40er. Sonntags trugen die Männer schmale

schwarze Schlipse, schwere schwarze Anzüge und warme wollene Hüte. Wenn sie ein Haus betraten, nahmen sie den Hut ab, und wenn sie einer Dame begegneten, tippten sie sich kurz an die Krempe.

Weil Klimaanlage selten waren, auch in Geschäften, war es damals immer schwül und heiß, drinnen wie draußen, als steckte man in einem dünnen Überzug aus warmem klebrigen Sirup. Im Sommer lasteten diese Anzüge schwer auf den armen Männern, die sie tragen mussten. Die dünnen Schlipse klebten matt auf schweißfleckigen Hemden; die Baumwolle in den Schultern der Jacketts verrutschte ständig und klumpt, das Material hielt den Schweiß wie ein Schwamm das Wasser, und die Krempe der Wollhüte hing schlaff herab.

Am späten Nachmittag saßen die Leute hemdsärmelig oder sogar im Unterhemd auf Veranden oder Gartenstühlen und unterhielten sich noch lange, während die Glühwürmchen ausschärmten. Drinnen hockte man vor den Ventilatoren.

Im Sommer wurde es erst spät dunkel, und die Sonne, die nicht von hohen Häusern oder Wohnsiedlungen verstellt wurde, tauchte wie ein Feuerball in die Wälder von East Texas ein. Wenn sie tiefer sank, sah es aus, als würde sie die Bäume in Brand setzen.

Bestimmte Wörter, die heute mit größter Selbstverständlichkeit ausgesprochen werden, fielen damals in anständiger Gesellschaft äußerst selten. Selbst die Worte »verdammte« und »Scheiße« konnten, wenn Frauen anwesend waren, eine Unterhaltung so gewiss zum Verstummen bringen wie ein Schlachthammer eine Kuh.

Die Weltwirtschaftskrise war lange vorbei, teilweise auch schon vergessen von all jenen, die sie selbst durchlitten hat-

ten. Der Zweite Weltkrieg war zu Ende, und wir hatten die Welt vor den Bösen gerettet. Aber der Aufschwung, der den Rest des Landes erfasste, hatte es nicht ganz bis nach East Texas geschafft. Und wenn doch, dann war er nicht lange geblieben. Gemeinsam mit den Ölsuchern hatte er kurz auf eine schnelle Nummer vorbeigeschaut und sich dann so rasch wieder verzogen, dass man sich an diese guten Zeiten schon fast nicht mehr erinnerte.

Im Radio lief Rockabilly, später bekannt als »Rock 'n' Roll«, doch da, wo wir wohnten, lag nicht übermäßig viel Rock 'n' Roll in der Luft. Es gab bloß einen Haufen Jugendliche, die nachmittags und abends vorm *Dairy Queen* herumhingen – vor allem freitags und samstags zu später Stunde.

Einige der Jungs, wie zum Beispiel Chester White, hatten sich Ducktails und Hotrods zugelegt. Die meisten hatten ziemlich kurze Haare mit einer Tolle über der Stirn und reichlich Pomade drin. Sie trugen Hosen mit Bügelfalten, gestärkte weiße Hemden und auf Hochglanz polierte braune Schuhe, und wann immer sie durften, fuhren sie Daddys Wagen.

Die Mädchen trugen Tellerröcke und Pferdeschwänze, aber das Radikalste an ihrem Benehmen war, dass sie an der Jukebox immer und immer wieder denselben Song spielten, hauptsächlich Elvis, und dass einige der Baptistentöchter tanzten, obwohl ihnen Hölle und Verdammnis drohten.

Die Farbigen wussten, wo sie hingehörten. Frauen wussten, wo sie hingehörten. Das amerikanische Wörtchen »gay« bedeutete noch schlicht und einfach »fröhlich«. Viele Leute waren immer noch der Ansicht, dass man Kinder sehen, aber nicht hören sollte. Sonntags waren die Geschäfte geschlossen. Unsere Bombe war größer als die Bombe der anderen, und niemand konnte unsere United States Army besiegen, nicht einmal die Marsmenschen. Der Präsident der Vereinigten

Staaten war ein freundlicher, großväterlicher, dicker, glatzköpfiger Mann, der gerne Golf spielte und im Krieg zu Ruhm und Ehre gelangt war.

In meiner seligen Unwissenheit glaubte ich, mit der Welt sei alles in Ordnung.

2 Nachdem wir nach Dewmont gezogen waren, lernte ich einen Jungen kennen, mit dem ich mich anfreundete. Er hieß Richard Chapman. Er war ein wenig älter als ich, ging aber in dieselbe Klasse, weil er einmal sitzen geblieben war.

Genau wie Huckleberry Finn würde Richard wohl nie einen vorbildlichen Erwachsenen abgeben, aber er war ein prima Lausebengel. Er konnte schneller radeln als der Wind, konnte sich ein Taschenmesser zwischen die Zehen werfen, ohne sich wehzutun, kannte sich bestens in den Wäldern aus, kletterte wie ein Affe in den Bäumen herum und konnte mit vier Gummibällen gleichzeitig jonglieren.

Er hatte einen fettigen braunen Haarschopf, den der Schweiß und eine großzügige Portion Vitalis noch fettiger machten. Richard kämmte seine Haarpracht streng nach hinten wie Johnny Weissmuller, dem er ähnlich sah.

Ständig fielen ihm Strähnen in die Stirn, und er verbrachte ein Gutteil seiner Zeit damit, den Kopf ruckartig in den Nacken zu werfen. Da ich wusste, dass sein Schädel von Läusen bevölkert war, machten mich diese Bewegungen ziemlich nervös. Dennoch beneidete ich, der ich einen Wirbel und einen Fleck helles Haar über der Stirn hatte, Richard genauso um diesen fettigen Schopf wie um seine Muskeln.

Falls Richard mit einem Flugzeug im Dschungel abge-

stürzt wäre, hätte er überlebt und wäre ein zweiter Tarzan geworden. Er hätte gelernt zu jagen, sich eine Hütte zu bauen und gegen Eingeborene zu kämpfen.

Ich dagegen wäre in Sekundenschnelle von Löwen gefressen oder von Affen totgeprügelt worden.

Eines schönen Samstagmorgens kam Richard zu uns, um fernzusehen; wir schauten uns alle Filme in der Sendung *Jungle Theater* an. Dabei nahm er oft meine Roy-Rogers-Cowboystiefel in die Hand, um die er mich heftigst beneidete. Diese Stiefel hatten es ihm angetan; sie waren aus rotem Leder, und auf den Zugschlaufen stand in silberner Schrift »Roy Rogers«.

Richards Familie besaß keinen Fernseher. Sie hatten einen gehabt, aber nachdem ein Sturm ihre Antenne abgerissen und in eine Brezel verwandelt hatte, gelangte sein Vater zu der Auffassung, dass das ein Zeichen Gottes war, und verkaufte das Gerät an jemanden, der weiter sündigen wollte.

Noch bevor die Sendung zu Ende war, hielt Richard sich einen meiner Cowboystiefel an den Fuß, um zu sehen, ob er ihm passen würde. Dann teilte er mir mit, dass er nach Hause gehen und bei der Arbeit helfen müsse, außerdem stehe ihm eine Tracht Prügel bevor, weil er schon spät dran sei und weggegangen sei, ohne um Erlaubnis zu fragen.

»Warum hast du nicht gefragt?«

»Weil Daddy Nein gesagt hätte.«

»Warum bist du dann hergekommen?«

»Weil ich wollte.«

»Und die Prügel?«

Er zuckte mit den Schultern.

Richard war Schläge gewohnt, daher machte ihm die Vorstellung keine übermäßige Angst. Er erklärte mir, dass er sich immer vorstellte, er wäre Tarzan und würde gerade von Eingeborenen gefoltert, so könne er alles aushalten.

Richard spielte oft Tarzan.

Wenn Richard von Hausarbeit sprach, dann meinte er richtige Männerarbeit auf Mr Chapmans heruntergekommenen Farm. Ich räumte meine Kleider weg und solche Kleinigkeiten, aber Richard musste die Hühner füttern, den Schweinen die Küchenabfälle bringen, Heu im Kuhstall verteilen, Getreide säen und ernten. Er besserte Zäune aus und spitzte Zaunpfähle zu, und einmal hat er noch vor dem Frühstück einen zwei Meter langen, dreieinhalb Meter tiefen Graben für das Plumpsklo ausgehoben.

Sein Vater nahm ihn ebenso hart ran wie die Leute, die er für die Arbeit auf den Feldern anheuerte. Für gewöhnlich war dies ein niemals abreißender Strom von jeweils ein oder zwei Farbigen, manchmal Mexikanern, die, egal ob sie aus Texas stammten oder über die Grenze gekommen waren, von ihm als »Schlammscheißer« bezeichnet wurden.

Diese Wanderarbeiter – keiner, der in Dewmont lebte, war so dumm, für Chapman zu arbeiten –, blieben nicht lange auf der Farm und waren bald wieder verschwunden, entweder wegen Faulheit gefeuert oder weil sie es an Gottesfürchtigkeit vermissen ließen.

Mr Chapman war der Meinung, er sei von Gott berufen, und hatte in seiner Scheune eine Art Kapelle eingerichtet. Richard erzählte, er und die Arbeiter müssten ganze Abschnitte aus der Bibel auswendig lernen und sich Predigten von Chapman anhören. Er vermutete, dass das der Grund war, warum sich viele Arbeiter heimlich aus dem Staub machten – oder weil sie es einfach satthatten, für so wenig Geld so hart zu schuften.

Ein derartiges Leben war mir fremd. Mein Vater war manchmal wütend auf mich, und ab und an bekam ich den Hintern versohlt, aber nie so schlimm wie die Prügel, die Ri-

chard bezog, und auch nicht regelmäßig oder so sehr, dass ich ständig Angst davor gehabt hätte. Tatsächlich hatte ich seit meinem elften Lebensjahr keine Tracht Prügel mehr bekommen.

Ehrlich gesagt, machte ich mir an jenem Tag keine Gedanken um Richards Hausarbeit oder die Schläge, die ihm bevorstanden. Ich war vielmehr enttäuscht, dass ein ganzer Sommertag, ein Samstag, ohne einen Spielkameraden vor mir lag.

Nachdem Richard gegangen und die Sendung vorbei war, verließ ich das Zimmer, dessen Raumtemperatur von unserem wassergekühlten Fensterventilator auf einigermaßen erträglichem Niveau gehalten wurde, und trat hinaus in die grelle Sonne.

Ich und Nub spielten ein wenig am Waldrand hinterm Garten, abseits des Grundstücks, aber nicht weit vom Zaun des Autokinos entfernt. Der Zaun war ungefähr zweieinhalb Meter hoch und aus Wellblech, verstärkt mit zwei kräftigen Querbalken. Er sollte verhindern, dass sich jemand unerlaubt ins Kino stahl.

Auf der Außenseite hatte das Blech ursprünglich hübsch bemalt werden sollen. Jemand hatte sich die Mühe gemacht, vier lange Abschnitte mit farbenfrohen Bildern von einer fliegenden Untertasse und kleinen grünen Männchen zu verzieren, bis dieser Jemand die Nase voll gehabt und die übrige Zaunfläche daneben und nach hinten raus in demselben Grün gestrichen hatte, das den Tautropfen schmückte und den Außerirdischen ihren Teint verlieh.

Ich spielte ein Spiel, das ich »Nub jagt« nannte. Es war ein einfaches Spiel. Ich rannte los, und Nub versuchte mich zu schnappen, was ihm natürlich jedes Mal gelang. Wenn er mich einholte, hieb er seine Zähne in meine Bluejeans, und

ich versuchte weiterzulaufen, während er an meinem Hosenbein hing und knurrte wie ein Grizzlybär. Ich schleifte ihn meistens noch eine Weile hinter mir her, befreite mich dann von ihm und rannte wieder los.

Pflichtgetreu raste er mir nach, und wir wiederholten das Ganze, liefen immer wieder die Strecke von hundert Metern zwischen Zaun und Waldrand hin und her. Damit hatten wir einen Großteil des Sommers verbracht. Außerdem waren wir im Wald umhergestreift und hatten Steine in einen Weiher geworfen, von dem ich mich eigentlich fernhalten sollte. Der Weiher war ziemlich groß und das Wasser so grün wie unser Zaun. Moos und Seerosenblätter trieben auf der Oberfläche.

Oft sah ich dicke Frösche in Grüppchen auf den Blättern und Baumstümpfen und am Ufer hocken. Dort lag ein ganz bestimmter Geruch in der Luft, der mich an etwas Urtümliches erinnerte, wie ein prähistorisches Moor, in dem tote Dinosaurier lagen. Ich stellte mir gerne vor, dort gäbe es Dinosaurier, die allerdings nur scheinot wären, und jeden Moment würde einer von ihnen durch einen Donnerschlag oder einen gleißenden Blitz auf der Oberfläche des algenbedeckten grünen Weihers zum Leben erweckt werden, triefnass daraus auftauchen und durch Dewmonts Innenstadt toben, wobei ihm hoffentlich zuallererst die Schule zum Opfer fiel.

Ich liebte es, hierherzukommen und den Fröschen zuzuschauen und den blaugrünen Libellen. Einmal sah ich sogar eine dicke Wassermokassinotter, die sich am Ufer sonnte, während das Bein eines Frosches aus ihrem Maul hervorglugte.

An diesem Tag jedenfalls, als ich zwischen Zaun und Wald spielte und vor Nub davonrannte, stolperte ich plötzlich und fiel hin. Es war ein heftiger Sturz, und mein Knöchel, mit dem ich knapp über meinem Tennisschuh irgendwo hängen geblie-

ben war, fühlte sich an, als wäre ein Amboss draufgefallen. Ich setzte mich heulend auf, rieb mir den Fuß und zog vorsichtig den Schuh aus, um nachzusehen, wie schlimm es wirklich war. Doch ich entdeckte lediglich eine rote Schramme, die langsam violett wurde und sich vom Spann bis über den Knöchel zog.

Ich strich mir über den Fuß, und Nub leckte mir die Zehen. Als ich in die Richtung schaute, wo ich gestolpert war, sah ich etwas Dunkelbraunes, Scharfkantiges aus dem Boden ragen.

Ich zog Socke und Tennisschuh wieder über, ohne die Schnürsenkel zu binden, und humpelte zu der Stelle, um es mir genauer anzusehen. Es war die Ecke eines Stahlkästchens, das in der Erde steckte. Sofort war ich ganz aufgeregt und dachte, ich hätte vielleicht eine Piratenschatztruhe entdeckt, ein Stück von einem Flugobjekt vom Mars oder – wie in einem der Bücher, die ich in jenem Sommer las, *Am Mittelpunkt der Erde* von Edgar Rice Burroughs – womöglich die Spitze einer metallenen Maulwurfsmaschine, die sich gerade zur Erdoberfläche durchwühlte.

Die letzte Überlegung verwarf ich gleich wieder. Das Ding wühlte nicht im Geringsten. Es ragte einfach nur aus der Erde. Vielleicht, so dachte ich, war es ja doch die Spitze der Maschine, und sie steckte fest, und Abner Perry und David Innes aus dem Buch saßen da unten fest und brauchten meine Hilfe.

Na ja, das glaubte ich nicht wirklich, genauso wenig wie ich daran glaubte, dass ein Dinosaurier aus diesem alten Weiher steigen und Dewmont verwüsten würde – obwohl ich an dieser Stelle hinzufügen sollte, dass ich irgendwo tief im Innern doch ein kleines bisschen daran glaubte und meinte, irgendwie, in irgendeinem anderen Universum, in irgendeinem verborgenen Winkel meines Gehirns könnte es wohl

doch so sein. Aber im Grunde wusste ich, dass ich die Ecke eines Metallkästchens vor mir hatte.

Ich versuchte, es mit den Händen auszugraben, aber die Erde und das Gras waren zu fest miteinander verwachsen.

Also lief ich zum Autokino, nahm den Schlüssel für das Vorhängeschloss aus seinem Versteck unter einem Ziegelstein neben der Hütte, holte eine Schaufel aus dem Schuppen und lief zurück.

Als ich an der Stelle ankam, wo Nub und ich unseren Schatz gefunden hatten, hatte Nub bereits angefangen, das unbekannte Erdobjekt auszubuddeln. Mit seinen Pfoten und Zähnen war er ein gutes Stück vorangekommen.

Vorsichtig schob ich Nub beiseite, und ohne auf meinen schmerzenden Fuß zu achten, schaufelte ich los.

Zwischendurch musste ich immer wieder mal absetzen und verschnauften. Es war so heiß, dass es sich bei jedem Atemzug anfühlte, als würde ich ein Haarnäuel einatmen. Wenn ich doch nur die Feldflasche aufgefüllt und mitgenommen hätte, die Onkel Ben mir geschenkt hatte! Ich überlegte sogar, sie noch zu holen, aber ließ es dann bleiben.

Ich machte weiter, und schon bald lag der kleine Behälter frei. Er war ungefähr doppelt so groß wie eine Zigarrenkiste und wurde von einem kleinen, verrosteten Vorhängeschloss zusammengehalten. Ich rüttelte an dem Schloss, doch verrostet hin oder her, es gab nicht nach; wahrscheinlich hatte der Rost es nur noch fester verriegelt. Obendrein waren Erde und Wurzeln in das Schlüsselloch gedrungen.

Ein Sommerregen setzte ein. Eben noch war der Himmel strahlend blau gewesen, und im nächsten Moment türmten sich Wolken auf, und es fing an zu regnen, sanft und gleichmäßig. Die Erde verströmte diesen süßlichen Duft, bei dem man sofort Lust bekam, einen Baum zu pflanzen oder eine Sünde zu begehen.

Ich wusste, dass ich mit dem, was ich da trieb, rasch fertig werden musste, weil Mom bestimmt nicht wollte, dass ich im Regen draußen blieb, und außerdem war bald Mittagszeit.

Ich erwägte kurz, das Schloss mit der Schaufel abzuschlagen, zögerte jedoch. Ich befürchtete, dass ich damit nur die Schaufel kaputtmachen würde.

Also beschloss ich, ein besser geeignetes Werkzeug aus dem Schuppen zu holen. Aber als ich mit dem Kästchen vor dem Schuppen stand, hörte ich, wie Mom mich zum Essen rief.

Ich stellte die Kiste in ein Regal, schob einen ölverschmier-ten Pappkarton voller Sicherungen und Schalter davor und ging mir die Hände waschen.

Auch wenn es mir in diesem Augenblick unvorstellbar schien, ließ mich das, was dann beim Mittagessen geschah, die Kiste tatsächlich für eine ganze Weile vergessen.

Wahrscheinlich hätte Daddy einen günstigeren Zeitpunkt wählen können, um Callie zur Rede zu stellen, und ich vermute, dass er das auch getan hätte, wenn er nicht eine derart schockierende Entdeckung gemacht hätte. Mein Vater war nicht so wie die Väter, die man in den 50ern im Fernsehen sah, ruhig und überlegt und voller Lebensweisheit.

Wir saßen gerade am Tisch und warteten auf ihn, vor uns die Schüsseln mit Brathähnchen, Kartoffelpüree und Soße, als er hereinkam und etwas mit einer Pinzette hochhielt.

Ich dachte, es wäre ein Luftballon. Es baumelte schlaff von der Pinzette herunter, war oben mit einem Knoten zusammengebunden und mit irgendetwas gefüllt. Daddys Hand zitterte.

Er schaute Caldonia an und sagte: »Das habe ich in deinem Zimmer gefunden.«

Caldonia wurde so rot wie der Mantel des Weihnachtsmannes und rutschte tiefer in ihren Stuhl. Sogar ihr Pferdeschwanz schien dahinzuwelken. »Das kann doch gar nicht ...«, setzte sie an.

Aber es konnte.

Später erfuhren wir, dass Dad in Callies Zimmer gegangen war, um wegen des Regens das Fenster zu schließen, und da hatte er entdeckt, was er nun mit der Pinzette hochhielt. Aber zu dem Zeitpunkt wusste ich lediglich, dass ein sehr aufgebracht Mann am Tisch stand und einen seltsamen Ballon von der Pinzette baumeln ließ.

»Du bist erst sechzehn«, sagte er. »Noch nicht verheiratet.«

»O Daddy«, rief Callie, und so schnell wie der *Rote Blitz* sprang sie vom Stuhl und rannte in ihr Zimmer.

Dad, der immer noch die Pinzette mit dem Ding in Händen hielt, schaute Mom an, die sehr langsam aufstand, ihren Stuhl an den Tisch schob und mit einem Schluchzer das Zimmer verließ. Aus dem Flur hörte ich sie weinen, von Callies lautem Heulen übertönt.

Daddy sah mich an und sagte: »Ich bring das mal weg.«

Ohne zu wissen, was er da entsorgen wollte oder was eigentlich vorgefallen war, nickte ich bloß, und als er hinausging, blieb ich verduzt sitzen. Irgendwann kam er zurück. Er setzte sich ans Kopfende des Tisches und starrte ins Leere. Schließlich fiel ihm auf, dass ich auch noch da war. »Iss nur, Stanley«, sagte er.

Ich füllte meinen Teller und haute rein. Ich war neugierig, was los war, aber Hunger hatte ich trotzdem. Gerade hatte ich mein zweites Stück Hähnchen verzehrt, als Mom wieder hereinkam, Platz nahm und sich umständlich die Serviette auf den Schoß legte.

»Hast du mit ihr geredet, Gal?«, fragte Daddy.

Moms Stimme hatte sich noch nicht erholt. »Nur kurz. Ich werd noch mit ihr reden.«

»Gut. Gut.«

Sie sah hoch zu mir, lächelte schwach und sagte: »Callie wird nicht mit uns essen. Reichst du mir bitte das Hähnchen, Stanley?«

3 Es war Sonntag, und das Autokino war geschlossen. Damals nahmen Christen den Feiertag ernst, und kein seriöses Geschäft hatte sonntags auf. Einige Christen meinten, der Samstag sei der wahre Tag des Herrn, aber nach dem Gesetz war es der Sonntag.

Jahrelang galt in Texas das sogenannte *Blue Law*, das besagte, dass am Sonntag bestimmte Dinge nicht gekauft werden konnten. Alkoholische Getränke fielen beispielsweise darunter. Oder man durfte einen Hammer kaufen, aber keine Nägel; einen Bohrer, aber keine Bohraufsätze. Nichts, was dazu führen konnte, dass man eine Arbeit erfolgreich abschloss. Wenn man bei einer schweißtreibenden Beschäftigung gesehen wurde, schauten die Leute einen an, als hätte man gerade das Gemeindehaus in Brand gesetzt, während lauter Pfadfinderinnen mit rosigen Wangen und selbstgebackenen Keksen drinsaßen.

Soweit ich mich erinnere, waren sogar bestimmte Toilettenartikel tabu. Damals war der Sonntag also ein Tag, an dem das Autokino geschlossen blieb. Meine Eltern waren keine Kirchgänger, und wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, wurde Religion bei uns nie ernsthaft zur Sprache gebracht, jedenfalls nicht von einem theologischen Standpunkt aus.

Doch wie auch immer es um den Familienglauben bestellt

war, es stand außer Frage, dass Callies Verfehlung einen moralischen Kern hatte. Immerhin hörte ich, wie meine Mutter zu Gott rief. Zweimal. Ich glaube, sie drohte ihm.

Daddy merkte, dass mir die Sache mit dem zugeknöteten Luftballon ein Rätsel war, und versuchte an jenem Nachmittag, mir alles zu erklären. Wir saßen hinterm Haus auf Stühlen unterm Vordach der Imbissbude, schauten zum grünen Zaun in der Ferne und beobachteten, wie der letzte Regen heruntertröpfelte.

Ohne mich anzusehen, fragte Daddy: »Mein Sohn, hast du verstanden, warum wir böse auf Callie sind?«

»Du hast was in ihrem Zimmer gefunden, was da nicht hätte sein sollen.«

Einen Augenblick lang saß Daddy schweigend da. Aus den Augenwinkeln warf ich ihm einen Blick zu, denn irgendwie ahnte ich, dass dies kein Gespräch war, bei dem man einander ins Gesicht sah.

»In gewisser Hinsicht stimmt das«, gab Daddy zurück. »Sohn, weißt du Bescheid über die Bienen und die Blumen?«

Natürlich. Fragte er mich gerade, was der Unterschied zwischen ihnen war? Sollte das eine Lehrstunde über Flora und Fauna werden? »Ich glaube schon«, antwortete ich.

»Also, auch die Bienen und die Blumen haben ihre Zeit. Davon hast du ja sicher schon gehört.«

»Ja, Sir.«

»Tja, Callie hat es zu früh herausgefunden. Oder vielleicht wusste sie es bereits, aber sie hat sich zu früh darauf eingelassen.«

»Auf die Bienen und die Blumen?«

»Sozusagen, ja.«

»Deswegen bist du böse?«

»Ja. Es hat mich verletzt. Und ich hab ein bisschen Angst.«

Jetzt schaute ich ihn an. Ich konnte einfach nicht anders. Daddy und Angst? Mein Daddy schien für mich unbesiegbar zu sein. Einer von denen, die mit einem Stock auf Bärenjagd gingen und den Bären dazu brachten, ihnen den Stock nach Hause zu tragen. Und jetzt war er sauer über irgendwelche Insekten und Pflanzen und einen zugeknöteten Luftballon.

»Warum denn, Daddy?«

»Weil Callie mein kleines Mädchen ist und ich nur das Beste für sie will, und weil sie zu jung ist für solche Sachen.«

»Hat sie damit in ihrem Zimmer herumgeworfen?«

»Womit?«

»Mit Wasserbomben?«

Daddy schaute mich einen langen Augenblick an, blinzelte und sagte: »Äh ... hm, also ... ja, mein Sohn. Genau. Das kann ich einfach nicht hinnehmen ... weißt du was, wir reden später noch mal darüber.«

Daddy stand auf und ging hinein.

Ich saß noch eine Weile da, dann trottete ich völlig verwirrt hinterher. Worum auch immer es bei unserem Gespräch gegangen war, eins war mir klar: Es war ein Thema, über das Daddy eigentlich nicht unbedingt sprechen wollte.

In den nächsten paar Tagen ereigneten sich mehrere, wie ich fand, zusammenhanglose Vorfälle. Natürlich wusste ich, dass Callie Ärger hatte wegen der Wasserbomben, aber es erstaunte mich doch, dass Mom und Daddy ihr für das nächste halbe Jahr Hausarrest gaben, oder »vielleicht sogar für immer«, wie Daddy sich ausdrückte, außer wenn sie mit uns aus dem Haus ginge.

Außerdem war Callie die ganze Zeit über weinerlich, und das wunderte mich. Normalerweise ertrug sie ihre Strafen mit stoischer Gelassenheit, zumal ich den Eindruck hatte,

dass sie sowieso besser davonkam als ich. Für gewöhnlich wickelte sie Daddy schnell um den Finger, aber diesmal war es anders. Er war strenger zu ihr als Mom, und Mom machte es ihr schon nicht leicht. Sie trug Callie ständig neue unangenehme Hausarbeiten auf, und manchmal brach sie bei ihrem Anblick in Tränen aus.

Callies Freund Chester, den sie an unserem zweiten Tag in Dewmont kennengelernt hatte und der neunzehn Jahre alt war, stellte bald darauf seine Besuche bei uns ein – er und Daddy hatten eine Meinungsverschiedenheit, wie Mom es später nannte.

Genauer gesagt forderte Daddy ihn auf, sich nicht mehr bei uns blicken zu lassen. Ein paar Tage später missachtete Chester diese Anweisung jedoch. An einem Sonntagnachmittag kreuzte er bei uns auf und wollte mit Daddy sprechen, »von Mann zu Mann«.

Er fuhr in seinem schwarzen getunten Ford vor, auf dessen Seiten gemalte Flammen züngelten, und stieg aus, das Haar so modelliert, dass es aussah wie eine umgekippte schwarze Soßenschüssel. Er trug ein pink-schwarzes Hemd, Jeans mit umgeschlagenem Saum und ein Paar – wie sollte es auch anders sein – blauer Wildlederschuhe.

Langsam kam Chester hinter der Autotür hervor, wie ein Abgesandter vom Planet Rockabilly, der uns die Ehre eines Besuches erwies.

Daddy wusste bereits von seiner Ankunft, da ich mit Nub draußen im Vorgarten herumgetobt hatte und, sobald Chester auftauchte, ins Haus gestürzt war, um ihn zu verpetzen.

Ich folgte Daddy nach draußen. Chester stellte ein Bein vor und versuchte wie Elvis auszusehen. Dann sagte er: »Sir, ich will Ihnen mal was erklären, was mich und Callie angeht.«

Das war der falsche Tonfall. Statt einer Antwort ging

Daddy schnurstracks auf Chester los. Seine Faust landete auf Chesters Kinn, und nach diesem Hieb gab Chester ein Geräusch von sich, das sich anhörte, als würde man eine Katze quälen. Dann setzte sich Daddy rittlings auf ihn und trommelte mit den Fäusten wie ein Zirkusaffe auf Chester ein.

Nun ja, wenn es Daddy wirklich ernst gewesen wäre, dann wäre Chester nie mehr aufgestanden. Daddy verpasste ihm eine Ohrfeige nach der anderen und sagte: »Hast du's jetzt endlich kapiert, du Schmierlappen? Hast du's kapiert?«

Chesters Verständnis schien nicht gerade zu wachsen, aber seine Stimme kletterte definitiv um einige Oktaven nach oben. Nach ungefähr fünf Minuten Ohrfeigenhagel machte er den Tenören der Wiener Sängerknaben Konkurrenz, nur nicht ganz so melodios.

Und so, während Daddy im Schatten der Autokino-Mauer auf Chester hockte und verzweifelt versuchte, ihm mit ständigen Schlägen ein bisschen Verstand einzubläuen, verging der Vormittag. Oder wenigstens kam es mir so vor. Ich glaube tatsächlich, dass Daddy Chester eine Viertelstunde lang durchwalkte.

Wehklagend flehte Chester zu Gott, er möge vom Himmel herabsteigen und ihn retten, doch Gott zeigte sich nicht, aber immerhin kamen Mom und Callie aus dem Haus.

Als wir befürchten mussten, dass Daddy wirklich ausrasten und ihn ernsthaft verletzen würde, zogen Mom, ich und Callie ihn von Chester herunter. Daddy nannte ihn einen Hurensohn, während Chester zu seinem Auto humpelte. Sein Gesicht glühte rot von den Schlägen, das ölige Haar hing ihm in die Stirn, sein Ducktail war im Nacken plattgedrückt, und vom Hosenboden seiner Jeans rieselte Gras. Seine blauen Wildlederschuhe sahen allerdings noch ganz gut aus.

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst hier nie wieder aufkreu-

zen«, rief Daddy. »Wenn ich dich noch ein Mal bei uns sehe, tret ich dir so fest in den Arsch, dass du eine verdammte Seilwinde brauchst, damit du ihn zum Scheißen wieder runterkriegst!«

Während ihm das Blut in Strömen aus der Nase lief, stieg Chester in seinen alten Ford und raste davon, dass der Kies nur so spritzte.

»Was um alles in der Welt ist in dich gefahren?«, wollte Mom von Daddy wissen.

Daddy warf Callie einen vernichtenden Blick zu und antwortete: »Viel wichtiger ist die Frage, wer oder was in Callie gefahren ist.«

»Stanley!«, sagte Mom.

Später kamen Polizisten zu uns. Daddy nahm sie beiseite und sprach mit ihnen. Ich hörte einen von ihnen lachen, ein anderer klopfte Daddy auf die Schulter. Das war's.

Chester konnte ohnehin niemand so recht leiden, daher musste er am Ende einfach seine Tracht Prügel wegstecken und sich daran erfreuen wie an einem lang ersehnten Weihnachtsgeschenk.

Solche Sachen passierten, und ich hatte keine Ahnung, worum es überhaupt ging.

Bevor ich in jener Nacht zu Bett ging, fing ich an, ein Buch mit dem Titel *Die Schatzinsel* zu lesen. Ich hatte schon früher Piratenbücher gelesen, aber noch nie etwas Vergleichbares. Ich las es bis zur Hälfte durch, bevor ich einschlief.

Nachdem ich von dem Schatz gelesen hatte, fiel mir dann am nächsten Morgen wieder ein, dass ich diese rostige alte Kiste hinterm Autokino gefunden hatte. Also lief ich nach dem Frühstück zur Hütte, um das Ding zu öffnen.

Ich fand eine Brechstange. Indem ich mich auf das Kästchen stellte und das Stemmeisen im Bügel des Vorhängeschlosses einhakte, gelang es mir mit viel Schnaufen und Keuchen, das Schloss aufzubrechen.

Ein Lederbeutel lag darin. In dem Beutel, eingewickelt in etwas, das sich wie ein Stück von einem Regenmantel anfühlte, steckte ein Bündel brauner Briefumschläge, die mit einem ausgebleichenen blauen Faden zusammenschnürt waren.

Das war nicht gerade das, worauf ich gehofft hatte.

Enttäuscht legte ich das Bündel zurück in die Kiste, nahm sie mit in mein Zimmer, schloss die Tür und setzte mich mit meinem Fund aufs Bett.

Nervosität machte sich in mir breit. Eine einzige Wasserbombe hatte Callie in Schwierigkeiten gebracht. Ich fragte mich, welches Schicksal mir wohl blühte.

Ich öffnete die Kiste, zog das Bündel aus dem Beutel, zupfte den Faden auf und nahm den obersten Umschlag in die Hand. Er war nicht verschlossen. Ich griff hinein und holte ein gefaltetes Stück Papier heraus. Es war ein Brief.

Nach den ersten paar Zeilen schwand auch meine letzte Hoffnung. Den Brief hatte irgendein Mädchen geschrieben – nur rührseliger Mist. Ich öffnete die anderen Briefe, überflog die Seiten, steckte sie alle wieder in die Umschläge, schloss die Kiste und schob sie unters Bett.

Ungefähr eine Woche später stellte Daddy eine dicke farbige Frau namens Rosy Mae Bell ein. Sie war groß, stämmig und sehr schwarz, trug Kleider, die aussahen, als wären sie aus den Vorhängen meiner Mutter genäht, und band sich bunte Tücher um den Kopf, die sie über der Stirn mit einer kleinen Schleife verknotete. Sie sah ein bisschen aus wie Aunt Jemima auf dem gleichnamigen Sirup. Oder, wie wir sagten, Sürup.

Rosy Mae wurde die Verantwortung fürs Putzen, Staubwischen und Kochen in unserem Haus übertragen. Und zwar wegen der vielen Arbeit, die das Autokino mit sich brachte. Mom war der Ansicht, wenn sie die halbe Nacht in der Kino-Imbissbude stehen und sich tagsüber mit mir und Callie herumschlagen musste, dann sollte sie ein wenig Hilfe im Haushalt bekommen.

Das Putzen erledigte Rosy Mae so lala, aber am Herd besaß sie ein göttliches Talent. Selbst im Hause des Herrn war der Tisch bestimmt nicht so köstlich gedeckt wie bei uns. Ich merkte, dass meine Mom nach einer Weile tatsächlich ein bisschen eifersüchtig auf Rosy Mae wurde, und wenn wir uns am frühen Abend zum Essen hinsetzten – das Autokino öffnete an Sommerabenden um acht Uhr, was bedeutete, dass wir gegen sieben mit den Vorbereitungen beginnen mussten –, dann fand sie immer eine Kleinigkeit am Gebäck oder an der Soße auszusetzen. Aber es war nur halbherzige Kritik, denn Mom wusste, genau wie wir alle und auch Rosy (obwohl sie immer so tat, als gäbe sie Mom völlig recht), dass dieser Genuss nicht mehr zu steigern war.

Ich und Rosy wurden schon bald ein Herz und eine Seele. Tagsüber, wenn Rosy putzen sollte, saß sie häufig mit mir zusammen, erzählte mir Geschichten oder hörte mir zu, wenn ich von Sachen sprach, die ich nicht einmal meinen Eltern gegenüber erwähnt hätte. Oft machte sie es sich auf dem Wohnzimmersofa bequem und las Groschenromane. Damit kam sie ungestraft davon, wenn Mom irgendetwas zu erledigen hatte und Daddy draußen vor dem Haus den Rasen mähte oder auf dem Kinoparkplatz Pappbecher, Popcorntüten und ähnliche Abfälle aufsammelte, die die Besucher aus dem Fenster geworfen hatten.

Zwischen diesem Müll begannen mit einiger Regelmäßig-

keit irgendwann noch andere Dinge aufzutauchen – eigenartige durchsichtige Luftballons wie der, der sich in Callies Zimmer gefunden hatte.

Meine Aufgabe war es, die Imbissbude und die kleine Veranda davor zu wischen, und meistens schaute ich Daddy dabei zu, wie er den Müll mit einem Stock aufsammlte, an dessen Spitze ein Nagel befestigt war. Er stach die Abfälle auf und ließ sie in einen Sack fallen; diese Ballons allerdings schien er immer besonders vehement aufzupieken. Langsam dämmerte es mir, dass diesen speziellen Ballons etwas Geheimnisvolles, vielleicht sogar Bedrohliches zu eigen war, von dem ich bis dahin nichts geahnt hatte.

Rosy Mae und ich hatten so etwas wie eine Abmachung. Wenn ich die Veranda wischte oder in der Imbissbude war und Daddy durchs Fenster beobachten konnte, stand ich für sie Schmiere. Außerdem waren meine Ohren so gut, dass Rosy Mae mich »Nubs großen Bruder« nannte. Wenn ich hörte, wie Mom nach Hause kam, oder sah, dass Daddy seine Arbeit beendete, streckte ich den Kopf ins Wohnzimmer und rief ihren Namen in einem Tonfall, der ihr verriet, dass sie aufstehen, ihr Heft verstecken, sich einen Staubwedel schnappen und sich in Bewegung setzen sollte.

Und auf einmal war sie ganz schön flink. Die Zeitschrift verschwand im Nullkommanichts in der riesigen Tasche mit dem Paisleymuster, die sie jeden Tag dabei hatte, und dann wirbelte sie mit dem Staubwedel herum. Das war ein ziemlicher Anblick, diese dicke Frau beim Herumwirbeln zu beobachten. Sie sah aus wie eine Bärin, die ihre Höhle putzte.

An einem Samstagvormittag, als Rosy Mae ihren freien Tag hatte, saß ich draußen auf der Veranda neben meinem Daddy

auf einem der metallenen Gartenstühle, während er an einem Stock herumschnittete und über den neuen Film mit Jimmy Stewart redete, *Vertigo*, der am Abend laufen würde. Er meinte, er käme gar nicht dazu, ihn anzuschauen, weil er so viel Arbeit habe, und das gefalle ihm gar nicht, denn er sei doch ein großer Fan von Jimmy Stewart, und er überlege, ob er den Film nicht am Sonntag einfach nur für die Familie abspielen und ein paar Freunde dazu einladen solle, aber keine Freunde von Callie. Sie dürfe mitgucken, aber sie solle nicht allzu viel Spaß dabei haben.

Was er so sagte, gefiel mir, besonders dass Callie keine Freunde einladen durfte. Ich genoss ihre Bestrafung in vollen Zügen. Außerdem war ich eifersüchtig, weil sie so schnell neue Freundschaften schloss. In der kurzen Zeit, seit wir in Dewmont wohnten, hatte sie schon viele Freunde gewonnen. Sie war so hübsch und so amüsant, dass sie nur irgendwo auftauchen musste, schon fielen die Jungs über sie her, und auch die Mädels, die anfangs vielleicht neidisch waren, schlossen sie rasch ins Herz.

Na ja, die meisten jedenfalls.

»Darf ich jemanden einladen?«, fragte ich.

»Klar. Wen denn?«

»Rosy Mae.«

Daddy drehte sich zu mir um und sagte: »Mein Sohn, Rosy Mae ist eine Farbige.«

»Ja, Sir«, sagte ich.

Er lächelte mich an. »Also, sie ist schon in Ordnung. Ich mag sie. Aber weiße Leute verbringen ihre Freizeit nicht mit Farbigen. Das tut man einfach nicht. Weißt du, ich habe nicht das Geringste gegen sie. Sie macht ihre Arbeit gut, aber wenn ich ein paar Freunde zu uns einlade, dann glaube ich nicht, dass sie neben einer Farbigen sitzen und mit ihr zusammen einen Film schauen wollen.«

»Warum nicht?«

»Also, Farbige sind anders, mein Sohn. Sie sind nicht wie du und ich. Gute anständige Weiße halten sich einfach nicht in Gesellschaft von Niggern auf.«

All das hätte ich vermutlich wissen sollen, aber in No Enterprise hatte ich ein behütetes Leben geführt. Die einzigen Farbigen, die ich dort je gesehen hatte, waren auf diesen klapprigen Wagen durch den Ort gefahren, mit einem Pflug hinten dran und einem Maultier davorgespannt.

Und dann war da noch Onkel Tommy, der Messer schliff und Haushaltsgeräte reparierte. Er lebte unten am Fluss in einer Hütte mit einem einzigen Zimmer und einem Plumpsklo dahinter. Ich wusste, dass die farbigen Menschen, die ich gesehen hatte, arm waren, aber erst in diesem Augenblick begriff ich, dass sie anders waren, dass sie von den Weißen als minderwertig angesehen wurden. Und obwohl ich das Wort »Nigger« bereits gehört hatte, merkte ich jetzt, dass man es so aussprechen konnte, dass es sich wie ein Schlag ins Gesicht anfühlte, sogar wenn man ein Weißer war.

Außerdem wurde mir bewusst, dass Daddy und Mom keine richtigen Freunde in Dewmont hatten, und höchstwahrscheinlich verbrachten sie mehr Zeit mit Rosy Mae als mit irgendjemandem, den sie sonst hätten einladen können.

Daddy, der meine Enttäuschung spürte, sagte: »Wenn du willst, kannst du einen deiner Kumpels einladen. Wie wäre es mit diesem Richard? Er scheint mir zwar ein ziemlicher Rabauke zu sein, aber wahrscheinlich ist er ganz in Ordnung.«

»Ja. Okay. Vielleicht.«

»Glaubst du, dass er Läuse hat?«

»Er kratzt sich ganz schön oft.«

»Ich finde, seine Haare sehen ziemlich verdächtig aus.«

Richard war tatsächlich in Ordnung. Ich mochte ihn. Aber

in dem Moment ging mir auf, dass ich ein engeres Verhältnis zu Rosy Mae hatte als zu ihm, und ich hatte sie sogar später kennengelernt als Richard.

Rosy Mae und ich verbrachten sehr wohl unsere freie Zeit miteinander. Wenn ich mit ihr redete, musste ich nicht groß darüber nachdenken, was ich gleich sagen würde. Nie und nimmer hätte ich Richard erzählt, dass ich gerne Gedichte las, aber Rosy Mae hatte ich es anvertraut. Und auch wenn sie ein Gedicht nicht von einem Kuhfladen unterscheiden konnte, begriff sie, dass ich Gedichte mochte, und würdigte mein Interesse, und sie ließ sich sogar eines von Robert Frost von mir vorlesen – zweimal. Außerdem hatte sie alle Tarzan-Filme vom hintersten Rang im *Palace Theater* aus gesehen, von wo Farbige die Filme schauten, und im Schwarzen-Kino drüben in der benachbarten Stadt Talmont hatte sie Filme gesehen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Schwarze Cowboys. Schwarze Gangster. Schwarze Musicals. Ich hatte keinen Schimmer gehabt, dass es solche Filme überhaupt gab. Sie nannte das »Farbiges Kino«.

Daddy merkte, wie ich ins Grübeln geriet, und fügte hinzu: »Aber wie gesagt, ich habe nicht das Geringste gegen Rosy Mae.«

Abgesehen davon, dass sie ein Nigger war, dachte ich. Ich ging ins Haus, stieg die Treppe hoch, legte mich aufs Bett und fühlte mich ... seltsam. Anders kann ich es nicht beschreiben. Die Erklärungen, die ich an diesem Tag gehört hatte, trafen mich wie eine Faust in den Magen – nur dass es sich irgendwie anfühlte, als wäre der Hieb eigentlich für Rosy bestimmt gewesen und ich hätte ihn abbekommen.

Meine Tür hatte ich offen gelassen, und nach einer Weile trot-tete Nub herein, sprang hoch aufs Bett und ließ sich zu mei-nen Füßen nieder. Kurz darauf erschien Callie in der Tür. Nach dem Vorfall mit dem Luftballon hatten Daddy und Mom das Zimmer mit ihr getauscht, sodass sie jetzt oben wohnte, neben mir.

Callie war barfuß, hatte das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und sie trug eine rosa Caprihose und ein weißes Männerhemd, das ihr viel zu groß war. Wie die meisten Mädchen in dem Alter benutzte sie zu viel Parfüm. Der Fairness halber sei erwähnt, dass ich drei Jahr später zu viel Rasierwasser benutzen würde.

Sie lehnte sich an den Türrahmen und sagte: »Wenn Mom dich mit Schuhen auf dem Bett erwischt, gibt's Stunk.«

»Mit Stunk kennst du dich ja aus«, gab ich zurück. »Und Nub darf mit rauf. Sie lässt ihn sogar in ihr eigenes Bett.«

»Kann ja sein, aber du hast keine Ahnung von mir und meinen Problemen, Stanley Mitchel junior. Nicht die leiseste Ahnung. Ich hab nichts verbochen, und trotzdem hab ich jetzt Hausarrest, und das in der besten Zeit meines Lebens. Eigentlich sollte ich rausgehn und Spaß haben.«

»Eigentlich solltest du keinen von diesen Ballons in deinem Zimmer haben.«

Ich drehte den Kopf zu Callie und stellte fest, dass sie rot angelaufen war.

»Ich sag dir, du liegst mit deinen Vermutungen völlig falsch.«

Ich wusste nicht so recht, was für Vermutungen sie meinte, ließ mir meine Unwissenheit aber nicht anmerken. Also antwortete ich: »Na, wie du meinst.«

»Jane Jersey hat mir das durchs Fenster reingeworfen ... na ja, wenigstens glaub ich, dass sie es war. Muss irgendeine blö-

de Kuh gewesen sein, die Chester gernhat und nicht will, dass wir zusammen sind – und die meinen Ruf ruinieren will. Jane Jersey hat schon einen schlechten Ruf. Ganz zu schweigen von der hässlichen Frisur. In ihren Haaren könnte man eine Wassermelone verstecken. Genau genommen sieht ihre Frisur aus wie eine von diesen Fischfallen aus Draht.«

»Wer sollte Chester schon gernhaben? Der Kerl ist gruselig. Sieht aus wie ein Raumfahrer. Ich glaub, ich hab ihn in *Die Invasion der fliegenden Untertassen* gesehn. Er war das kleine Monster ganz links.«

»Du bist gemein, Stanley.«

»Und du willst mir erzählen, dass Jane Jersey hier war und diesen Ballon mit einem Stock durch dein Fenster geschoben hat? Das soll ich dir abnehmen?«

»Mit den meisten Mädels komm ich gut aus, aber einige sind eifersüchtig auf mich, und Jane am allermeisten. Sie ist früher mit Chester gegangen. Ich hab die beiden nicht auseinandergebracht, sie hatten schon Schluss gemacht. Ich hab ihn vorm *Dairy Queen* kennengelernt, und wir haben uns gleich gut verstanden. Das ist nichts Ernstes mit ihm. Er ist einfach irgendwie witzig. Anders als die andern. Seitdem hat Jane mich auf dem Kieker. Glotzt mich immer böse an und sagt, dass ich ihren Freund in Ruhe lassen soll. Jetzt hat sie das Gummi in mein ...«

»Gummi?«

»So nennt man diese Ballons, Stanley. Es heißt nicht Ballon. Eigentlich sagt man Präservativ. Aber sie hat es mir ins Zimmer geworfen, oder sie hat eine ihrer Freundinnen dazu überredet, und das ist einfach fies. Ich glaube nicht mal, dass es mit zu ihrem Plan gehört hat, dass Mom oder Daddy es finden, aber wahrscheinlich wollte sie mir zeigen, dass sie *es* tut, weil sie dachte, dass ich *es* tue. Aber das stimmt nicht.

Und wenn, dann wär ich so schlau, das Teil aufzuheben und wegzuschmeißen. Und wenn Chester *es* tut, so wie sie behauptet, dann will ich nichts mehr mit ihm zu tun haben.«

Schließlich gab ich auf. »Und, tut sie das, was du nicht tust?«

»Was denn?«

»Jane Jersey. Du hast gesagt, sie wollte dir zeigen, dass sie was tut, von dem sie denkt, dass du es tust. Was tut ihr denn alle?«

Callie schloss die Tür. »Du weißt echt nicht Bescheid, oder, Stanley?«

»Ich hab eine gewisse Vorstellung ...«

»Nein, hast du nicht. Du nennst es die ganze Zeit Ballon.«

»Na ja, es ist ja auch ein Ballon. Irgendwie.«

Callie lachte. »Du hast keinen blassen Schimmer.«

»Tja, ich weiß, dass Daddy echt sauer ist. Das hab ich begriffen.«

Callie setzte sich aufs Bettende. »Daddy liegt falsch. Und ich glaub, das weiß er auch. Er wartet einfach nur ab, um sicher zu sein.«

»Wartet worauf?«

»Ob ich schwanger werde. Ob es ein Loch hatte.«

»Schwanger? Ob was ein Loch hatte?«

Ich weiß, es ist erstaunlich, aber ich hatte wirklich keine Ahnung, wie es zu einer Schwangerschaft kam. Damals wurde mit den Kindern oder überhaupt unter anständigen Leuten einfach nicht darüber gesprochen.

Callie war jedoch in alldem bewandert und nicht so schüchtern wie Mom und Daddy bei diesem Thema. »Soll ich dir erklären, wie ein Mädchen schwanger wird?«, fragte sie mich.

»Meinetwegen.«

»Zuallererst muss ich hier was klarstellen. Ich tue nichts mit niemandem ... merk dir das. Also, kannst du dich noch an diese Hunde im Hof erinnern? Die Daddy mit dem Wasserschlauch abgespritzt hat?«

»Die mit ihren Popos verhakt waren?«

»Sie waren nicht mit den Popos verhakt«, sagte Callie. »Das Hundemännchen hatte sich schon wieder rumgedreht, sodass dann ihre Hinterteile beieinander waren, aber verhakt war sein Ding.«

»Sein Ding?«

»Genau. Sein Dödel.«

»In ihrem Popo?«

»In ihrer Mumu.«

Langsam wurde mir mulmig.

»Pass auf, ich erklär's dir«, sagte Callie.

Als sie damit fertig war, war ich völlig baff. »Leute machen so was?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil es sich gut anfühlt. Hab ich zumindest gehört.«

»Fühlt sich's gut an, wenn man so einen Ballon anhat? Fühlt sich's deswegen gut an?«

»Ich hab keine Ahnung, wie es sich anfühlt, mit oder ohne.«

»Moment mal – du und Chester Schmierlappen?«

»Ich hab nichts gemacht. Ich verrate dir mal was, Stanley. So sehr mag ich Chester eigentlich gar nicht. Ich meine, ich mag ihn, aber nicht auf so eine Art. Er ist nicht besonders helle. Es gefällt mir, in seinem Auto rumzufahren, aber um die Wahrheit zu sagen, wirklich mag ich Drew Cleves.«

»Noch nie von ihm gehört.«

»An der Highschool ist er eine ziemlich große Nummer. Er geht in die Klasse über mir. Und er sieht gut aus. Spielt

im Footballteam, und er ist sehr beliebt. Football find ich natürlich blöd. Auch wenn ich Cheerleader werden will.«

»Die Schule hat noch nicht mal angefangen, und du weißt das alles schon?«

»Ja. Im Gegensatz zu dir bin ich kein nerviges Gör. Die Leute mögen mich. Na ja, die meisten jedenfalls. Wahrscheinlich muss ich Jane Jersey von meiner Liste streichen.«

Da Callie gerade so großzügig mit Informationen umging, beschloss ich, eine Frage einzuschieben, die mich beschäftigte.

»Callie?«

»Ja?«

»Daddy sagt, Rosy Mae ist ein Nigger. Stimmt das?«

»Das ist ein schlimmes Wort«, antwortete Callie. »Mom hat gesagt, dass man es nie benutzen soll. Daddy sollte nicht so von ihr reden. Rosy Mae ist eine Negerin. Oder eine Farbige.«

»Er sagt, wir sollten mit Rosy Mae keine Zeit verbringen, außer wenn sie gerade hier arbeitet.«

»Ich wünschte, ich könnte ihm widersprechen, Stanley, aber so ist das wohl. Ich hab nichts gegen Farbige; ich bezweifle allerdings, dass ich sehr beliebt wäre, wenn ich mit Negern rumhängen würde.«

»Gehen sie deswegen nicht auf unsere Schule? Weil sie Nigger sind?«

»Stanley, ich verprügle dich eigenhändig, wenn du noch mal dieses schlimme Wort benutzt. Farbige mögen es nicht, wenn man sie Nigger nennt. Ich bin vielleicht zu feige, um Zeit mit Negern zu verbringen, aber ich weiß, dass das falsch von mir ist – und dass es falsch ist, Nigger zu ihnen zu sagen. Und du solltest das auch wissen. Die Welt hat einfach noch nicht kapiert, wie man die Menschen behandeln sollte, Stanley ... Was ist das?«

»Was ist was?«

»Dieser rostige alte Kasten, der unter deinem Bett vorschaut.«

»Den hab ich gefunden.«

Callie zog die Kiste hervor. »Was ist da drin?«

»Nur ein paar Briefe.«

»Wo hast du die her?«

Callie öffnete den Deckel.

»Sie waren hinten im Garten vergraben. Ich und Nub haben sie entdeckt.«

»Vergraben? Wow.«

Ich setzte mich auf die Bettkante und sah zu, wie Callie den Beutel in die Hand nahm, die Briefe herauszog und den Faden entknotete.

»Die gehören mir«, sagte ich.

»Sie gehören dem, der sie geschrieben hat. Du hast sie nur gefunden, Dummkopf.«

»Es sind bloß Liebesbriefe.«

Callie las den ersten Brief. Als sie fertig war, standen ihr Tränen in den Augen. »Das ist so romantisch!«

»Ich fand's schnulzig.«

»Es ist sehr romantisch. Und so altmodisch. Hast du das Datum gesehen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Der Brief wurde während des Krieges geschrieben. Im ersten Jahr.«

»Das ist ganz schön lange her.«

»Ich wurde im Krieg geboren. 1942. So lang ist es also gar nicht her. Das klingt, als hätte es eine Frau an ihren Geliebten geschrieben.«

»Meinst du etwa, dass ein Mann diese Briefe aufbewahrt hat?«

»Na ja, so klingt es zumindest. Vermutlich könnten es auch Briefe von einem Mann an eine Frau sein. Hier stehen nur die Initialen, von *M* an *J*. Deswegen kann ich es nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht müsste ich noch mehr lesen.«

»Wie sind sie da in der Erde gelandet?«

»Keine Ahnung.«

Callie zog einen weiteren Umschlag hervor und nahm den Brief heraus. »Der ist auch mit *M* unterschrieben. Wahrscheinlich waren das ihre Kosenamen. Nur die Anfangsbuchstaben. Ist dir aufgefallen, dass auf den Umschlägen keine Briefmarken oder Adressen drauf sind?«

»Was hat das zu bedeuten?«

»Meiner Meinung nach bedeutet es, dass die Briefe nicht mit der Post verschickt, sondern persönlich überbracht worden sind.«

Callie fing an, das ganze Bündel zu untersuchen. »Guck mal, das sind nicht alle Briefe. Nur die obersten vier. Der Rest sind rausgerissene Tagebuchblätter, die von beiden Seiten beschrieben wurden. Und kreuzweise auch noch.«

»Kreuzweise?«

»Erst wurden sie ganz normal beschrieben, von vorne und hinten, und dann hat jemand die Seiten gedreht und drübergeschrieben. Siehst du?«

Ich schaute es mir an. Tatsächlich. »Wie soll man so was noch lesen können?«

»Das haben die Leute gemacht, um Papier zu sparen, vor allem im Krieg. Wahrscheinlich gewöhnt man sich daran, es zu entziffern. Wo genau hast du die gefunden?«

Ich erzählte es ihr.

»Komm, wir schauen uns da mal um.«

Ich hatte nichts anderes vor, also willigte ich ein. Callie steckte die Briefe und die Tagebuchseiten zurück in die Umschläge und schob das Kästchen wieder unters Bett.

Dann zog sie sich Schuhe an, und wir gingen nach draußen. Hinterm Grundstück zeigte ich ihr, wo ich über die Kiste gestolpert war. Nub buddelte in dem Loch herum, als könnte er dort vielleicht noch etwas finden, dann hielt er plötzlich inne und raste in den Wald, um wer weiß was zu jagen.

Kurz darauf hörten wir ihn bellen.

Ich rief ihn zurück, aber er kam nicht.

»Komisch, dass es genau hier vergraben lag«, sagte Callie, »am Waldrand ... Nub, halt's Maul!«

»Red nicht so mit Nub.«

»Ich krieg Kopfweh von dem Gekläffe.«

Ich rief ihn noch einmal, aber er kam immer noch nicht. »Lass uns nachsehen«, sagte ich.

Der Wald aus Kiefern und Gestrüpp stand ziemlich dicht. Es war nicht gerade leicht, zu Nub durchzudringen, aber bald hatten wir ihn gefunden. Er stand mit aufgestützten Vorderpfoten an einer alten Eiche, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und bellte ein Eichhörnchen an. Vom Eichhörnchen konnte man lediglich den Schwanz sehen, der im Luftzug wedelte. Ich packte Nub am Halsband und zerrte ihn vom Baum weg. Von seinem spitzen, kurzen Blaffen zogen sich mir die Backenzähne zusammen. »Nub, aus!«, rief ich.

»Meine Güte, Stanley, sieh mal!«

Ich drehte mich um, sah nichts außer Callie, doch als ich genauer hinschaute, bemerkte ich, dass eine alte Verandatreppe halb versunken in der Erde steckte. Dann entdeckte ich die zerfallenen Grundmauern eines Hauses, eines riesigen Hauses.

Ich schaute noch aufmerksamer hin, und dann erkannte ich, wo das Holz verrottet und zu Boden gefallen und zum größten Teil von Kiefernadeln und Eichenblättern bedeckt war.

Callie sah hoch. »Mein Gott.«